

Bernhard Schmalz, *Griechische Grabreliefs*. Erträge der Forschung 192. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983. XXI, 252 Seiten, 11 Textabbildungen, 32 Tafeln.

Zu einem zentralen, kunst- und kulturgeschichtlich aufschlußreichen Thema der griechischen Archäologie, zum griechischen Grabrelief, ist hier ein echtes Handbuch erschienen – gründlich, auf breiter Materialkenntnis, informativ und doch handlich –, das dem Serientitel der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft durchaus angemessen ist und sicher für längere Zeit ein Standardwerk bleiben wird. Zugleich bringt der Verf. aber auch, wie schon in mehreren früheren wichtigen Arbeiten zum Thema, wesentliche neue Erkenntnisse in die Diskussion, die aus seiner umfassenden Durchdringung der Materie erwachsen sind.

Das Vorwort (S. VII–X) gibt eine Begründung für die wohlüberlegte Beschränkung des behandelten Stoffes auf die eigentlichen Grabreliefs in Stelenform (also Ausschluß der sonstigen Gräber und Grabbauten, Sarkophage und Beigaben und natürlich auch der Grabsitten allgemein) und auf den alten griechischen Siedlungsbereich ohne den Westen, Afrika und den Orient. Nur der konsequent auf die Gattung gerichtete Blick konnte einen durchgehenden, überschaubaren und verständlichen Überblick über die Gesamtentwicklung sichern; die Eigentümlichkeiten bei den von den Griechen beeinflussten Nachbarn oder auch die Erscheinungen in den in Auseinandersetzung mit der 'barbarischen' Umwelt stehenden Kolonialbereichen hätten das Bild der Entwicklung im Mutterland verunklärt. Dabei ist zahlenmäßig wie künstlerisch Attika in archaischer und klassischer Zeit ohnehin so maßgeblich gewesen, daß nur wenige andere Gruppen wesentliche Ergänzungen bringen konnten.

Die vorangestellte ausführliche Bibliographie (S. XI–XXI) ist nach Themenbereichen – allerdings in anderer Abfolge als das Buch selbst – geordnet und z. T. nach den Phasen der archaischen, klassischen und hellenistischen Zeit untergliedert. Noch nicht bekannt sein konnten beim Druck Ch. Clairmont, *Patrios Nomos. Public Burial in Athens during the Fifth and Fourth Centuries B.C.* B.A.R. S 161 (1983); F. Eckstein, *Studien zu klassischen Grabstelen*. Athen. Mitt. 98, 1983, 149–154 (nicht in allem überzeugend), oder M. Maaskant-Kleibrink, *Bull. Ant. Besch* 57, 1982, 12–24 (zu dem vernachlässigten Aspekt der technischen Darstellungsmittel für Perspektive im Relief); vgl. auch S. C. Humphreys, *Family Tombs and Tomb Cult in Ancient Athens*. *Journal Hellenic Stud.* 100, 1980, 96–126.

In einem Einführungskapitel (S. 1–23) werden, ausgehend vom Beispiel des bekannten, schon 1870 gefundenen Grabreliefs der Hegeso, die verschiedenen Aspekte und Probleme der Beschäftigung mit dem griechischen Grabrelief dargestellt. An den Aussagen zu diesem Monument führt Verf. das Spektrum der archäologischen Stellungnahmen vor und kann damit die Gefahr zeigen, 'daß im Grunde ästhetische Werturteile und d. h. subjektive Würdigungen an die Stelle formaler und inhaltlicher Aussagen treten', daß die wissenschaftlichen Betrachter oft, ohne die nötige Distanz, ungewollt selbst Opfer der von ihnen zu analysierenden Darstellungsmittel des reichen Stils geworden sind. Dabei deutet er an, daß die traditionellen kunsthistorischen und mehr noch die neueren kulturhistorischen Betrachtungen von Stil, Typologie, Ikonographie und Funktion den Vergleich und die Einordnung in den Kontext der Nekropole und der gleichartigen Monumente erfordern. So kann er schon hier einige verbreitete Annahmen zu den klassischen Grabreliefs korrigieren und den Wandel im Laufe des behandelten Zeitraums verdeutlichen. Als wichtige Erkenntnis ergibt sich z. B., daß der Relieftypus des Frauenbildes offenbar auch für später begrabene Frauen mitgelten konnte und daß bestimmten Monumenttypen unterschiedliche Funktionen zukamen. Allerdings spricht gegen die Vermutung, daß das Relief der Hegeso aus einem anderen Grabbezirk entfremdet sei, schon die für das 4. Jahrh. beobachtete Respektierung innerhalb des Familiengrabes. Haltlos ist die Vermutung des Attributs einer Demeter-Priesterin (S. 14 f.) in dem angeblichen kurzen Schleier, der in Wirklichkeit nur, wie sonst auch, ein Teil des Mantels ist. Wichtig ist dabei die Feststellung, daß die Hervorhebung der Frauen gegenüber den Männern in den klassischen Reliefs keine Emanzipation bedeu-

tet. Die topische Tröstung (aller) Angehörigen am Schluß des Epitaphios (S. 22) darf man allerdings nicht für die zurückgesetzte Stellung der Frau in dieser Zeit in Anspruch nehmen.

Danach erschließt ein durchaus in die Tiefe gehender Überblick über die bisherige Forschungsgeschichte (S. 24–58) das Verständnis für den Verlauf und die Schwerpunkte der bisherigen Diskussion. Den Zugang zur Betrachtung der Gattung Grabrelief fand nicht etwa Winckelmann, sondern Goethe – allerdings nicht vor klassischen, sondern vor den hellenistischen Reliefs im Museo Maffeiano. Erst als seit dem Beginn des 19. Jahrh. mehr ältere Monumente aus Griechenland selbst bekannt wurden, war die Grundlage für eine angemessene Wertung der Gattung gegeben. Die eigentliche Basis aber wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. mit den Funden in der wichtigsten Nekropole Athens im Kerameikos und mit der daraufhin unternommenen Sammlung der attischen Grabreliefs in dem großen, erst in unserem Jahrhundert abgeschlossenen Corpusunternehmen Conzes gelegt. Dessen Wirkung ist unmittelbar an der Zunahme der Arbeiten zum Grabrelief am Ende des 19. Jahrh. abzulesen. Die grundsätzlichen Gegenpositionen – Lebensbild oder Jenseitsdarstellung, Heroisierung – zogen sich bei entsprechendem Wechsel in den Akzenten und allerhand Abstufungen in den Positionen durch die gesamte Diskussion bis heute hin. Goethes Ansicht von der Darstellung des Lebens in den Grabreliefs wurde von Friedländer und Welcker um die Jahrhundertmitte aufgegriffen und danach immer wieder variiert vorgetragen. Dem gegenüber standen etwa Stackelberg (1837) mit der Auffassung vom Grabrelief als Heroon, Ravaisson (1875) und Furtwängler (1883) vom Wiedersehen im elysischen Jenseits bis hin zu Thimme mit der Interpretation als Grabkultbilder. Zu Recht hebt Verf. aus der langen Reihe der Arbeiten einige damals nicht sehr wirkungsreiche, erst später erneuerte Ansätze hervor, so von Stephani (1862), der den Handschlag bereits nicht erzählerisch, sondern als Bildformel für Verbundenheit erkannte, von Milchhöfer (1899), der für das 4. Jahrh. den Wandel im Gehalt der Bilder und die Einbeziehung der noch lebenden künftigen Mitinhaber ins Bild herausarbeitete, von Wolters (1891), der die Lutrophoros und ihre Bedeutung identifizierte, und von Brückner (1909), der auch generell auf die Funktion unterschiedlicher Monumentformen aufmerksam machte. Die Verlagerung des Interesses von Fragen des Inhalts und Gehalts zu denen der Form wurde insbesondere in den Arbeiten der Zeit zwischen den Weltkriegen deutlich. Erst jetzt wurde durch Diepolder und andere – z. T. sogar in überzogener Detailliertheit – die im großen und ganzen bis heute gültige relative und absolute Chronologie erarbeitet und mit der anderer Gattungen verzahnt. Erst auf dieser neuen Grundlage ist die Diskussion der Deutung, vor allem durch die Arbeiten von K. Friis Johansen (1951) und besonders Himmelmann (1956), der den Wandel gerade in diesem Punkt verdeutlichte, wieder angeregt worden, wozu auch Verf. selbst mit seinen Arbeiten wesentlich beigetragen hat. Gegenüber dem Schwerpunkt der Beschäftigung mit den ästhetisch ansprechenden klassischen Reliefs erfolgte die eigentliche Erschließung der archaischen Grabreliefs erst durch die Arbeiten von Richter und Kübler mit dem Zweiten Weltkrieg, die der hellenistischen sogar erst in allerletzter Zeit. Dementsprechend sind gerade letztere auch in ihren Besonderheiten bislang erst schlecht erfaßt und verstanden worden.

Vor die historisch fortlaufende Behandlung der Grabreliefs sind dann zusammenfassende Betrachtungen zu den verschiedenen konkreten Aspekten der Herstellung solcher Monumente gesetzt (S. 59–148). Auch in diesen Abschnitten werden aber nach Möglichkeit die Unterschiede in der Entwicklung in den großen historischen Perioden herausgearbeitet. Das beginnt mit dem Material (S. 59–71) – meist Marmor, nur in Ausnahmefällen hielt sich daneben längere Zeit lokaler Stein. Die nähere Betrachtung dieses selbstverständlich scheinenden Faktums lohnt sich. Da vom teuren Marmor durch die Bemalung oft nur wenig noch sichtbar gewesen sein kann, muß ein anderer Grund als das leuchtende Marmorweiß zu seiner Bevorzugung geführt haben: die beabsichtigte Dauerhaftigkeit des Grabmals und, wie Verf. vermutet, wohl auch die Materialentsprechung zu den heiligen Tempeln und Kultbildern. Daß die für Ehrenstatuen übliche Bronze im Grabbereich dagegen ganz fehlt, gibt zu Spekulationen Anlaß; vielleicht wollte man dem Metalldiebstahl in den ungeschützten Nekropolen vorbeugen? Ausschmückende Metallzusätze – für die Deutung interessant besonders die seltenen Kränze – werden erst S. 73 behandelt. Die gelegentlich vermuteten Holzstelen während des frühklassischen Grabluxusverbots (auf das Fehlen der Grabreliefs läßt sich in der literarischen Überlieferung nur das bei Cicero belegte Hermenverbot beziehen, so zuletzt auch Humphreys a. a. O. 102, vgl. 112) lehnt Verf. (S. 69 f.) mit Hinweis auf den Gegensatz zur vermuteten politischen Absicht des Gesetzes und auf die mangelnde Dauer des Mals ab. Mit den Stelen auf vom Demos errichteten Gräbern gab es damals übrigens durchaus auch reale Vorbilder für die frühesten Grabbilder auf Tonkythen. Ob letztere aber mehr als eine Andeutung des allgemeinen Bedürfnisses waren, erscheint Rez. fraglich, denn viele werden oft zu früh datiert; die Masse spiegelt wohl schon die wieder zugelassenen Grabre-

liefs im letzten Jahrhundertdrittel. Neben der Konkurrenz der Marmormale spielt wohl auch das Nachlassen der aufwendigen Beigaben im 4. Jahrh. für ihr Ende eine Rolle. In Anm. 138 fehlen Stellenangaben.

Das Kapitel über den besonders wichtigen, häufig immer noch unterschätzten oder zumindest willkürlich vernachlässigten Aspekt der sicher sehr weitgehenden und oft detaillierten Bemalung der Grabreliefs (S. 71–81) wird noch ergänzt durch eine Behandlung der gemalten und geritzten Darstellungen auf Grabsteinen (S. 81–101), die formal gesehen über das Thema der Grabreliefs hinauszugehen scheint. Das ist aber gerechtfertigt und in Übereinstimmung mit bisheriger Praxis, da es sich offensichtlich über weite Strecken um auswechselbare Medien, d. h. im Grunde um eine einheitliche Gattung handelt, deren Vertreter wechselweise in der Interpretation füreinander eintreten können. Dabei geben die wenigen erhaltenen bemalten, teilweise vorgeritzten Stelen insbesondere für die fast immer vergangene Bemalung der Reliefs zusätzlichen Aufschluß. Andererseits stellt Verf. auch Unterschiede heraus. So ist etwa die Hintergrundfarbe der klassischen Reliefs oft blau; dagegen bei den gemalten Stelen, die offensichtlich billiger und geringwertiger waren, weiß (S. 87–90) wie bei den Tonlekythen. Im übrigen ist die Verteilung von Reliefs und gemalten Stelen stark lokalbedingt. Dabei mag neben der Beleuchtung (so S. 95) auch der Schutz durch Überdachung eine Rolle gespielt haben. Eine besondere Gruppe stellen die boiotischen Ritzstelen dar; gegen angemeldete Zweifel (S. 92 f.) waren sie sicher bemalt, denn die feine Ritzung ist nur unter günstigem Lichteinfall und von nahem deutlich erkennbar. Dasselbe gilt für die Gruppe der Ritzstelen von Chios (S. 93 f.) – zu Recht fragt sich Verf. nach dem Sinn angeblicher 'Metall-Imitationen' –, die zeitlich etwas später liegt. Gegenüber der auf gemalten hellenistischen Stelen allgemein üblich werdenden perspektivischen Andeutung von Bauelementen und Hausinnerem setzen sich die delischen Grabreliefs aus der Zeit der Zollfreiheit unter Athen mit ihrem kahlen Grund ab, nach ansprechender Vermutung (S. 80) ein klassizistischer Rückgriff; ansonsten scheinen – wie in anderen Gattungen der Kunst – Pastelltöne beliebter zu werden.

Ebenfalls oft vernachlässigt wurden in der archäologischen Forschung die Inschriften der Grabstelen, denen Verf. ein Kapitel widmet (S. 101–123). Weniger auf die Epigramme, denen ja immer schon das Interesse von Epigraphikern und Philologen galt, legt er dabei Wert als auf die einfachen Namensbeischriften. Diese waren für das *mnema*, das Erinnerungsmal, wesentlicher als das Bild; in manchen Bereichen überwiegen so auch die reinen Namensstelen. Dementsprechend ergeben die Beobachtungen von Zusätzen und Korrekturen bei den attischen Grabreliefs ganz wesentliche Einsichten in deren Funktion. So konnten durch Nachträge die Stelen auch für weitere, nicht dargestellte Tote dienen, während man bei den bildlichen Darstellungen nur in den seltensten Fällen eine Änderung für notwendig hielt (s. S. 112–114). Dabei sollte man mit der Annahme von Entfremdung schon benutzter Stelen ohne besondere Begründung im 4. Jahrh. vorsichtig sein. Die Namenslisten auf den hohen bildlosen, nur für die etwas unpassend lateinisch bezeichneten 'patres familiae' bestimmten Palmettenstelen des 4. Jahrh. waren von Anfang an für Erweiterung vorgesehen. In den komplementären Familienszenen konnten dann die zukünftigen Mitinhaber bildlich schon mit berücksichtigt werden. Wichtig ist der Schluß, daß damit die oft gesuchte (und wohl auch subjektiv festgestellte) Charakterisierung des Toten im Bild entfällt.

Dem Problem des Bezugs zwischen Epigramm und bildlicher Darstellung spricht Verf. mit Hinweis auf die gattungsspezifische Entwicklung die Bedeutung ab. Clairmont hatte es schon in einer eigenen Monographie behandelt, allerdings mit häufig negativem Ergebnis, wo durchaus ein Bezug zu verzeichnen wäre. Man darf hier ja nicht nur Parallelen zwischen Wort und Bild erwarten; eventuell ergibt ein kleiner Hinweis im einen das richtige Verständnis des anderen. Die Eigenständigkeit der Gattung steht der gegenseitigen Ergänzung der Medien nicht im Weg; manches ließ sich besser mit den *Topoi* des einen, manches mit denen des anderen Mediums ausdrücken. Interessant ist hier die Interpretation der Philomusos-Stele (S. 121–123 Taf. 32).

Werkstattfragen (S. 123–136) haben immer wieder Archäologen zu Kombinationen verlockt. Während in spätarchaischer Zeit bedeutende signierende Meister qualitätvolle Arbeiten im Bereich der Grabmonumente herstellten, läßt sich das für die klassische und erst recht für die spätere Zeit kaum nachweisen. Wie am Mausoleum werden die bedeutenderen klassischen Künstler aber lukrative Aufträge in diesem Metier auch sonst nicht verschmäht haben. Die Pausaniasstellen 1,2,3 und 7, 22,6 geben jedenfalls keinen Anlaß zum Zweifel (S. 129 f.) an der Arbeit der genannten Meister Praxiteles und Nikias selbst. Vor allem die Dreidimensionalität, die Formelhaftigkeit und die relativ gesehen geringe Anzahl erklären wohl die Problematik und die Beschränktheit der Ergebnisse einer Meister- und Werkstattzuschreibung nach der Morellischen

Methode bei den Reliefs (S. 125–129), im Gegensatz zum Erfolg in der Vasenmalerei. Einige Ansätze sind immerhin überzeugend, anderes wieder weniger. Auch die Tradierung von Formeln und Typen ist nur bei sorgfältiger Abwägung ein brauchbares Mittel, um Werkstattzusammenhänge herauszuarbeiten, zumal die Aufnahme bestimmter Figurentypen auch inhaltliche Gründe haben kann. Ein bewußtes Zitat der Demosthenesstatue auf der Stele aus Kyzikos (S. 132 Taf. 23) ist angesichts des anderen Standmotivs doch fraglich; auch das Aischines-Motiv ist einfach ein Figurentypus (s. M. Bieber, *Proc. Am. Phil. Soc.* 103, 1959, 374 ff.).

Ein letzter Abschnitt berücksichtigt die kommerziellen Aspekte (S. 136–148). Zur Lösung des alten Ratespiels, ob auf Vorrat oder auf konkrete Bestellung gearbeitet wurde, trägt die Beobachtung der Bossenspuren an Grabvasen bei: Wenn hier die Figurenszenen selbst bei aller Formelhaftigkeit erst auf Bestellung entstanden, wieviel mehr bei den größeren Reliefs. Angaben, aufgrund derer man die Kosten der durchschnittlichen Monumente errechnen kann, sind dürftig. Klar wird jedoch auf jeden Fall ihre extreme Höhe, und damit ordnen sie sich bestimmten sozialen Kreisen zu. Von hier fällt auf die verschiedenen Grabluxusgesetze ein markantes Licht. Der vor allem wirtschaftlichen Begründung desjenigen von Demetrios von Phaleron (S. 139), das ja erstaunlicherweise von den Demokraten respektiert wurde, ist sicher zuzustimmen.

Nach dieser sinnvollen Klärung wesentlicher Aspekte ist der Leser auf die Behandlung des Stoffes in historischer Abfolge (S. 149–249) vorbereitet. Für die archaische Zeit (S. 149–189) läßt sich neben den attischen, meist sehr qualitativollen, Grabstelen kaum eine Basis für einen Einblick in die Entwicklung der Gattung finden, abgesehen von einigen geschlossenen kleineren Gruppen ohne besondere Außenwirkung (S. 149 f.; 180 f.), vorab den interessanten, aber wohl nicht freistehenden Stelen von Prinias (Kreta) aus dem 7. Jahrh. v. Chr., dann den spät- und subarchaischen samischen Palmettenstelen und schließlich den lakonischen Heroenreliefs, deren Überschätzung durch K. Friis Johansen Verf. deutlich ablehnt. Erstaunlicherweise liegen aus dem Zentrum der Marmorarbeit auf den Kykladen vor dem Ende des 6. Jahrh. bisher kaum nennenswerte Stücke vor. Dafür bieten die attischen Stelen eine durch das ganze 6. Jahrh. laufende reiche Serie, die mit dem Grabluxusverbot um die Jahrhundertwende abbricht. Ihre zuerst von G. Richter etwas schematisch erarbeitete Entwicklung vom Pfeiler mit Sphinxaufsatz zur flachen Stele mit Palmettenbekrönung wird von Verf. zurechtgerückt, indem er zeigt, daß die Typen mit Sphinxaufsatz und Palmette sich nicht ablösen, sondern durchaus nebeneinander herlaufen. Wichtig für den Überblick über die Entwicklung des Figurenbildes ist die Einbeziehung der rundplastischen Grabstatuen, der Kuroi und Koren. Die Gegenüberstellung der handlungs- und fast attributlosen, indirekt heroisierenden Statuen verdeutlicht erst die erzählerische Qualität der Reliefs (vgl. S. 160; 170–172). Wie besonders deutlich im Kuros, so ist auch in der Mehrzahl der Grabreliefs der zu früh Verstorbene in seiner jugendlichen Schönheit vor Augen geführt. Verf. hat sicher Recht, daß dieses auch in den Inschriften oft angesprochene, schon homerische Motiv, das die Menschen besonders bewegte (auch zu höheren Aufwendungen), gemeint sein muß. In Reliefs sind die Toten oft auch als Krieger, wohl Gefallene, gekennzeichnet. Daß die Ehrung gerade des jung Verstorbenen mit einem Grabmal bei Homer zumindest angelegt ist (Zweifel S. 175), ergibt sich aufgrund der Anm. 423 zitierten Bevorzugung des kurzen, aber ruhmreichen Lebens (IX 410 ff.). Denn das weit sichtbare Grabmal soll wie bei Homer gerade dem Ruhm dienen, den das kurze Leben erwirbt. Dazu paßt, daß ein Blick auf die Vorläufer der Stelen der geometrischen Phase (S. 176–179) die Thesen von Johansen und Thimme widerlegt, die Stelen seien Gegenstand des Kultes. Gegenüber den Jugendlichen fallen ältere Männer und Frauen – auch junge Mädchen – stark ab. Sonderbar ist die Verteilung: auf den Reliefs gibt es kaum sitzende Männer (wohl als Statuen) und kaum stehende Frauen oder Mädchen (als Statuen nur). Dafür erschließt Verf. (S. 161 f.) eine ganze Reliefgruppe von Frauen. Einige ikonographische Neuerungen, die während des attischen Grabluxusverbots in den strengklassischen ionischen Grabstelen (dazu S. 182–189) zur Auswirkung kommen, sind – wie Verf. wahrscheinlich machen kann – noch gegen Ende des 6. Jahrh. in Attika geprägt worden oder wenigstens im Ansatz greifbar. Neu scheint nur die Mädchenstelen zu sein. Dagegen erkennt man die Aufnahme der in Attika gebrochenen Tradition in den bürgerlichen Mantelfiguren und sogenannten Hundestelen, den breitformatigen Frauenstelen und davon ausgehend auch wohl dem figürlichen Gegenüber auf derselben Stele. Die gleichwertige, nicht nur attributive Zweitfigur scheint dagegen erst in den attischen Grabreliefs des späten 5. Jahrh. aufgekommen zu sein (S. 189).

In klassischer Zeit (S. 189–222) bestimmen die attischen Grabstelen seit ihrem Wiederbeginn im letzten Drittel des 5. Jahrh. noch eindeutiger das Feld, denn ihr Einfluß, z. T. wohl auch direkter Kontakt mit atti-

schen Werkstätten, ist in den anderen griechischen Landschaften prägend. Durch die Fixierung auf Attika erklärt sich offenbar auch, daß die frühklassischen Inselstelen schon im archaischen Abschnitt als Annex mitbehandelt sind. Selbst die boiotischen Stelen werden von Verf. nicht weiter besprochen (S. 190 f., vgl. 91–93). Ausgehend von Diepolders grundlegender Arbeit wird die Chronologie dieser Zeit und ihre Problematik vorgeführt. Daß die Tradition der Inselstelen und der Stil der perikleischen Bauplastik den Wiederbeginn der klassischen Grabreliefs prägen, ist heute unumstritten. Der Grund für den Wiederbeginn (S. 197–200) kann heute nur spekulativ auf der Grundlage der stilistischen Chronologie gesucht werden. Trotzdem ist der Verzicht auf jeden Erklärungsversuch ein Rückschritt. Die Eigengesetzlichkeit der Kunst kann man nicht als Einzelerklärung eindeutig politischer Vorgänge heranziehen. Die Erklärung von Fuchs im Zusammenhang mit den Ereignissen während der Pest in Athen bleibt mangels besserer Vorschläge immer noch die am ehesten akzeptable. Die rein stilistische Datierung von wenigen Reliefs um nur wenige Jahre vor diesen Termin ist methodisch als Widerlegung nicht tragfähig. Zudem ist Fuchs hier falsch verstanden worden: Die Grabreliefs selbst sollen ja nicht Opfer sein, sondern die Wiedereinführung dieser Grabsitte, die den alten Zustand der Ehrung für Tote und darüber wachende Götter wiederherstellt. Fuchs' These setzt ja voraus, daß der Bedarf, die ehrende Erinnerung an die Toten durch ein Mal wachzuhalten, schon bestand. Welchen modernen Anschauungen (S. 190) seine Vorstellungen angeblich entsprechen, bleibt offen. In einer Aufzählung (S. 200 f.) zeigt Verf., daß Diepolder seiner essayistisch vorgetragenen Sicht der Entwicklung, an der es nur geringe Korrekturen gibt, durchaus ernsthafte und gewissenhaft beobachtete Kriterien zugrunde gelegt hatte. Den Entwicklungsgang führt er an zwei Figurentypen exemplarisch vor, zuerst an der sitzenden Frau, dann am stehenden Mann für die zweite Hälfte des 4. Jahrh. So läuft die Linie von der Kalligraphie des Reichen Stils bis hin zu den fast rundplastisch, aber isoliert im bühnenartigen Naiskos nebeneinander stehenden, straff und abrupt konzipierten Figuren des beginnenden Hellenismus. Bei der New Yorker Stele (Taf. 8,1) kann sich übrigens die Lekythos der Frau, die auf dem Schoß wohl das übliche Schmuckkästchen hielt, wie die Tänie auf Taf. 8,2, primär der Toilettenzene zuordnen. Zu Recht lehnt Verf. hier die ganz von der Hochklassik her bestimmte teleologische Konzeption der Kunstentwicklung ab, die zu einer fälschlichen Bewertung des Luxusgesetzes von Demetrios (vgl. oben S. 139) führten. Unklar ist, wieso S. 195 Anm. 474 gegen das schlagartige Ende der attischen Grabreliefs mit rein stilistischer Begründung für ein einzelnes Monument eine noch spätere Datierung vermutet werden kann. Die verbal noch schwerer faßbare Aussage des Monuments führt bei Diepolder zu subjektiven, z. T. schwer nachvollziehbaren Charakterisierungen. Dem kann Himmelmanns systematischer Versuch gegenübergestellt werden, hier Stufen der Entwicklung zu erfassen. Die Verwendung des Handschlagmotivs als Zeichen der Verbundenheit bewährt sich dabei u. a. als Kriterium, und hier setzt Verf. mit eigenen Beobachtungen ein. Gerade durch die vergleichende Verfolgung der Entwicklung innerhalb der einzelnen Denkmaltypen kommt er zu einem differenzierteren Bild mit deutlicheren Akzenten. Eine Reihe von früher schon angesprochenen Punkten wird hier wieder aufgenommen, so die Bedeutung der Jungverstorbenen; weiterhin, gerade bei den großen Reliefs, die Palmettenstelen der Familienhäupter, die Entstehung des Familienbildes aus den Frauenstelen mit Zufügung des Handschlags; auch das Aufkommen dieses Motivs wird ausführlich (S. 215–219) diskutiert. Da frühe Palmettenstelen fehlen, ist die vermutete komplementäre Funktion der frühen Frauenstelen etwa in Frage gestellt (S. 213 Anm. 500; 219). Daß die Sirenen ebenso wie die Lutrophoren ein Zeichen für unverheiratete Verstorbene seien, wird nebenbei bemerkt (S. 220 Anm. 513). Für die Atmosphäre der Reliefbilder ist typisch, daß berufliche Charakterisierungen ebenso in Grenzen bleiben wie porträthafte. Heroisierungstendenzen (gerade für Jungverstorbene) sind andererseits nur äußerst subtil verdeutlicht (S. 220–222), zumal freistehende Statuen offenbar weiterhin verpönt blieben (vgl. auch meine Diss., S. 245).

Daß die hellenistischen Grabreliefs (S. 223–249) lange Zeit ein Stiefkind der archäologischen Forschung waren, merkt man selbst ihrer hier vorliegenden erstmaligen zusammenfassenden Behandlung noch an. Die Publikationslage ist sehr ungleich, die Chronologie auf weite Strecken noch nicht verbindlich und im Detail geklärt. Während Attika nach dem strikt eingehaltenen Grabluxusverbot entfällt, ist das Bild, das die anderen Landschaften bieten, sehr uneinheitlich. Stelenform wie Bild- und Figurentypen bilden jeweils Eigenformen, was die Vergleichbarkeit nicht fördert. In manchen Gebieten tritt die gemalte oder Namensstelen an die Stelle des Reliefs. Absolute Datierungsanhalte sind selten; selbst das Ende der delischen Reliefs mit den mithridatischen Kriegen (S. 229) ist nicht zwingend gesichert. In den großenteils späthellenistischen Kykladenstelen, aber auch in makedonischen kann Verf. ein Aufgreifen attischer Tradition feststellen. Hier fehlt noch eine sorgfältige chronologische Durcharbeitung mit Hilfe detaillierter typologisch-sti-

listischer Beobachtungen. An einigen Beispielen führt Verf. vor, welche Möglichkeiten es hier gäbe (S. 230–235). Spezifische Funktionen bestimmter Denkmaltypen und differenzierte Bildtypen wie in der Klassik sind nicht zu beobachten. An die Stelle des beklagenswerten Schicksals zu jung Verstorbener ist jetzt überall die Einzelfigur mit allen Attributen ihrer bürgerlichen Existenz und Tugenden getreten. Entsprechend sind die Handschlagszenen in der Regel durch repräsentative frontale Darstellung in isolierter Reihung ersetzt. Daneben übernehmen in manchen Gebieten die sog. Totenmahreliefs, die beliebig erweiterbar sind, erfolgreich die Rolle der Familiengrabbilder. Neben gelegentlichen Zitaten von Götterstatuen ist ein besonders effektives Mittel der Heroisierung offenbar das Bildschema des Reiters in Kleinasien. Mit der Feststellung, daß man symbolische und allegorische Hinweise auf das Jenseits kaum schon im Hellenismus erwarten darf, endet das Buch.

Daß ein Ausblick fehlt, mag mit der Lage der Forschung zusammenhängen, die generalisierende Aussagen zum Grabrelief in der Kaiserzeit noch kaum erlaubt. So wird weder auf die in vielen Gebieten durchlaufende Tradition, noch auf den Wandel in Form und Gehalt im Übergang zur Kaiserzeit, etwa auf den Neubeginn in Athen, hingewiesen. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse am Schluß wäre überflüssig gewesen. Auch daß das Buch kein Register hat, ist eigentlich kein Nachteil. Es sollte wirklich ganz gelesen werden! Der Druck ist gut, auch bei den 32 Tafeln, die in guter Abstimmung auf den Text einen repräsentativen Querschnitt durch die Entwicklung der Grabreliefs bieten.

Die attischen Grabreliefs stehen ganz im Zentrum dieser Arbeit, die übrigen werden nur ergänzend hinzugezogen, aber das hat methodisch seine volle Berechtigung. Auf die Forschungsgeschichte ist, nicht nur in dem ihr gewidmeten Kapitel, immer wieder deutlich Bezug genommen, was gerade bei einer intensiven Einarbeitung von großem Vorteil für den Leser ist. Im gleichen Sinn wirkt sich sicher auch die Gesamtgliederung des Buches nützlich aus. Die vielschichtigen Beobachtungen sind verzahnt zu einem komplexen Bild. Obwohl B. Schmaltz gründliche Abwägung der Argumente apodiktischen Lehrsätzen vorzieht und immer wieder Querverweise und Zusatzaspekte zu bedenken gibt, ist der Text ausgesprochen gut lesbar. Über Einzelpunkte kann man immer unterschiedliche Ansichten entwickeln; die oben angeführten Kritikpunkte sind aber alle nicht von wesentlicher Bedeutung. Das vorliegende Buch ist ein grundlegender und nützlicher Beitrag zur Forschung sowie zur Erschließung der bisherigen Forschung. Wäre der Mitgliederpreis der WB etwas geringer, würde sich das Buch zweifellos unter den Studenten der Archäologie zu einem Bestseller entwickeln – was man nur wünschen kann.